

Radikale Hindus

In Indien nimmt die Gewalt gegen Christen zu. Nationalismus schürt die Tendenz. HINTERGRUND 3

Yosef muss gehen

Der Äthiopier ist im Emotional gut integriert. Dass er nicht bleiben darf, befremdet das Dorf. REGION 2



Foto: Christine Bärlocher

Kaufen und Verkaufen

Wer ist der Markt? Welchen Regeln gehorcht er? Blick auf den König, der die Welt regiert. DOSSIER 5-8

Kirchgemeinden

Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. AB SEITE 13

reformiert.

saemann

Bern Jura Solothurn

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 5/Mai 2018

www.reformiert.info

Sans-Papiers zwischen Amnestie und Repression

Politik Während Genf den Status von Sans-Papiers legalisiert, will eine Motion, dass Verstösse gegen das Aufenthaltsrecht konsequent geahndet werden. Wie der Nationalrat entscheidet, ist ungewiss.

Sie putzen, hüten Kinder, arbeiten auf der Baustelle oder im Restaurant – und das in vielen Fällen ohne Bewilligung. Schätzungen zufolge leben zwischen 76 000 und 200 000 Sans-Papiers, Menschen ohne geordneten Aufenthaltsstatus, in der Schweiz. Neun von zehn gehen gemäss Staatssekretariat für Migration einer Erwerbsarbeit nach.

Eine von ihnen ist Maria N. Die 52-Jährige ist eine typische Sans-Papiers. Vor 15 Jahren verliess sie ihre Heimat Peru. Seither lebt sie in Zürich, wo sie in einigen Privathaushalten arbeitet. Sie ist bestens integriert, spricht sehr gut Deutsch. Um ja nicht mit dem Gesetz in Konflikt zu geraten, hält sie sich penibel an die Regeln. Bei Rot die Strasse zu überqueren, ist für sie ein Tabu.

Hunderte werden legalisiert

Würde Maria N. in Genf leben, hätte das Versteckspiel vielleicht ein Ende. In der Diplomatenstadt leben besonders viele Sans-Papiers, hauptsächlich tätig in der Hauswirtschaft. Sie können derzeit ein Gesuch auf Regularisierung stellen, sofern sie gewisse Kriterien erfüllen. Zehn Jahre muss eine Person in Genf gelebt haben; bei Familien mit Schulkindern sind es fünf. Wirtschaftliche Unabhängigkeit, nachgewiesene Französischkenntnisse und ein einwandfreier Leumund sind ebenfalls ein Muss.

Das Pilotprojekt «Papyrus», initiiert vom liberalen und jüngst mit einem Glanzresultat wiedergewählten Staatsrat Pierre Maudet, läuft seit Februar 2017 und dauert noch bis Ende Jahr. Über tausend Personen – darunter viele Kinder – sind bisher in den Besitz einer Aufenthaltsbewilligung B gelangt.

Während Kantone wie Waadt und Basel-Stadt einen ähnlichen Weg einschlagen wollen wie Genf, zielt ein politischer Vorstoss aus Bern in eine ganz andere Richtung. Eine bürgerliche Mehrheit der nationalrätlichen Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit (SGK) will die Rechte von Sans-Papiers drastisch einschränken. Ansprüche aus Sozialversicherungen, namentlich AHV und Krankenversicherung, sollen entfallen. Lehrer sollen Kinder bei den Behörden melden, wenn ihre Eltern keine Aufenthaltspapiere haben. Arbeitgebern von Sans-Papiers wie auch Vermietern drohen ferner härtere Strafen. Begründet wird die Motion damit, dass die heutige Regelung



Kein Gesicht, aber tüchtige Hände: 90 Prozent der Sans-Papiers gehen einer Erwerbsarbeit nach.

Foto: Ursula Häne

gegenüber Ausländern, die das Land verlassen müssen, ungerecht sei. Aber auch aufgrund der Tatsache, dass 90 Prozent der Sans-Papiers erwerbstätig und somit schwarz angestellt sind.

«Die Motion verlangt eine kohärente Gesetzgebung in Bezug auf illegale Einwanderer», sagt der Zuger SVP-Nationalrat und SGK-Mitglied Thomas Aeschi auf Anfrage. Es könne nicht sein, dass jene belohnt werden, die die Gesetze brechen, indem sie auch noch staatliche Leistungen beziehen. Das Volk habe sich klar für eine Verschärfung der Einwanderungspolitik ausgesprochen. Sans-Papiers zu legalisieren, komme einer Missachtung des Volkswillens gleich.

Für EVP-Nationalrätin Marianne Streiff sind Restriktionen hingegen der falsche Weg. «Man kann nicht Leute verurteilen, weil sie illegal hier sind, und sie gleichzeitig

als billige Arbeitskräfte einstellen.» Der Staatspolitischen Kommission, der Streiff angehört, geht die Motion denn auch zu weit. Stattdessen fordert die SPK den Bundesrat zu «einer gesamthaften Prüfung der Problematik der Sans-Papiers» auf.

Die Mitte wird entscheiden

Gar als «hinterhältig» bezeichnet Pfarrer Jacob Schädelin die angestrebten Verschärfungen. Besonders stossend ist für den Mitbegründer der Berner Beratungsstelle für Sans-Papiers, wenn Kinder von der Schule ausgeschlossen würden. «Alle können nur verlieren, denn hier bleiben sie sowieso.»

Die umstrittene Motion wird voraussichtlich in der Sommersession im Parlament beraten. Ob sie überwiesen wird, hängt wie so oft von der Mitte ab. Namentlich von der CVP und dem sozialliberalen Flügel der FDP. Sandra Hohendahl-Tesch

«Man kann Leute, die illegal hier sind, nicht verurteilen und dabei als billige Arbeitskraft einstellen.»

Marianne Streiff,
EVP-Nationalrätin

Kommentar

Christliche Ethik im Konflikt mit dem Staat

«Kein Mensch ist illegal» – mit diesem Slogan, den der Holocaust-Überlebende und Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel geprägt haben soll, kämpfen Bleiberechtsbewegungen international für ein «Menschenrecht Freizügigkeit». Jeder Mensch dürfe selber entscheiden, wo er leben wolle, und das Missachten von staatlichen Regeln und Gesetzen zur Zuwanderung sei legitim.

Mit dem Legalisierungs-Programm «Papyrus» übernimmt Genf diese Sichtweise bis zu einem gewissen Grad. Die politische Gegenbewegung, welche massive Verschärfungen im Umgang mit Sans-Papiers fordert, argumentiert dagegen mit der «Gerechtigkeit»: Die Bevorzugung sei «ungerecht» gegenüber Zugewanderten, die den staatlich vorgeschriebenen Weg gehen und dabei auch ein Scheitern riskieren.

Demokratisch vorgehen

Doch was genau ist Gerechtigkeit? Gerechtigkeit, wie sie uns in rund 3000 einschlägigen Bibelstellen entgegentritt, hat oft wenig mit aus irdischem Recht abgeleitetem Gerechtigkeitsempfinden zu tun: Die Arbeiter in Gottes Weinberg erhalten alle den gleichen Lohn, auch jene, die erst kurz vor Feierabend die Arbeit aufgenommen haben. Auch sie bekommen, was sie nötig haben, und nehmen den anderen damit nichts weg. Dass in der Sans-Papiers-Frage christliche Ethik mit der staatlichen Ordnung kollidiert, überrascht nicht. Genau hier lag schon von Anfang an die Sprengkraft des christlichen Glaubens. Wie aber gehen wir als Christinnen und Christen, die sich auch an die staatlichen Gesetze halten möchten, mit diesem Konflikt um? Wohl nicht, indem wir selber zu «Outlaws» werden und Gesetze brechen. Aber, indem wir Zivilcourage zeigen, unsere Stimme erheben, immer wieder unser Recht hinterfragen. Und, wo nötig, auf menschlichere Gesetze drängen. Denn genau dazu sieht eine Demokratie ja die Möglichkeit vor, das geltende Recht zu verändern.



Thomas Illi
«reformiert.»-Redaktor
im Aargau

Yosef muss gehen und keiner versteht

Asyl In Trubschachen setzen sich die Leute für einen jungen Äthiopier ein. Sein Asylantrag wurde abgelehnt; er muss Ende April die neue Heimat verlassen. Schwer für ihn und für alle, die ihn ins Herz geschlossen haben.



Yosef B. blickt in eine ungewisse Zukunft.

Foto: Pia Neuenschwander

Yosef B. ist neunzehn, stammt aus Äthiopien und lebt seit gut zweieinhalb Jahren in der Schweiz. Er hat sich gut integriert, macht eine Lehre als Schreiner in Trubschachen, wohnt dort in einer WG und muss dennoch Ende April das Land verlassen. Sein Asylantrag wurde abgelehnt, er gilt nicht als Flüchtling.

Keine ungewöhnliche Geschichte. Traurig zwar, aber sein Schicksal teilt Yosef mit vielen anderen jungen Männern aus afrikanischen Drittstaaten, die auf verschlungenen Wegen in die Schweiz kommen und hier gerne leben und arbeiten möchten, aber von Gesetzes wegen nicht dürfen. Warum in der Zeitung also ein Schicksal aufgreifen, von dem es Dutzende gibt? Nur, weil erstaunlich viele Menschen in Trubschachen sich erstaunlich vehement für den Jungen einsetzen?

In einem Restaurant im Berner Bahnhof sitzen wir zusammen. Yosef erzählt. Im Oktober 2015 fliegt er von Äthiopien nach Griechenland und kommt danach in die Schweiz ins Zentrum Bäregg im Emmental,

«Nie hätte ich gedacht, dass es in der Schweiz so viele ehrliche und hilfsbereite Menschen gibt.»

Yosef B.
Schreinerlehrling

eine Unterkunft für Minderjährige, wo er von Anfang an Deutsch lernt und versucht, das neue Land zu verstehen. Bald darauf zieht er nach Trubschachen zu einer Familie mit zwei kleinen Kindern. «Sie waren so nett zu mir», sagt er, «und die Kinder super cool». Nie hätte er gedacht, dass es in der Schweiz so viele ehrliche und hilfsbereite Menschen gebe. Nicht nur seine einstigen Pflegeeltern, auch andere hätten ihn in den letzten Monaten unterstützt: mit ihm Anträge ausgefüllt, ihn auf Ämter begleitet, und für ihn, den Asylsuchenden, sämtliche Möglichkeiten abgecheckt. «Mein Chef in der Schreinerei ist wie ein Freund», fügt Yosef an, «ich

bin ihm und all den andern so unendlich dankbar.»

Weg von Trubschachen
Jetzt sei aber bald alles vorbei: die Arbeit im Schreinerbetrieb in Trubschachen, der Schulunterricht einmal die Woche, das Wohnen in der WG gleich oberhalb der Werkstatt. Sein Asylantrag sei definitiv abgelehnt worden. Er könne seine Lehre nicht fortsetzen, müsse in eine Kollektivunterkunft und von der Nothilfe leben. «Ich möchte kein Geld fürs Nichtstun, sondern meine Ausbildung abschliessen und dann arbeiten.» In seinen Augen blitzt Verzweiflung, aber er wischt sich die Tränen schnell ab.

In Trubschachen sind jene, die den jungen Mann unterstützen und ihn ins Herz geschlossen haben, empört. «Wir verstehen den Entscheid nicht», meint Marianne Kühni vom Zentrum Bäregg. «Da ist ein junger Mann, der alles macht, was möglich ist, um sich hier zu integrieren. Einer, der Schreiner werden will – in einer Zeit, in der es hierzulande viel zu wenig Lehrlinge gibt. Warum muss man ihm jetzt alles wegnehmen?» Jill Kauer von der Berner Beratungsstelle für Sans-Papiers versteht den Unmut, betont aber, dass auch Arbeit und Integration nicht zu einem Aufenthaltstitel führen. «Wenn das Staatssekretariat für Migration weder Asylgründe noch Wegweisungshindernisse anerkennt, kann der junge Mann nicht hierbleiben», so Kauer.

Zurück nach Äthiopien

Yosef sitzt da, nippt an seinem Grüntee und lächelt zuversichtlich. Dabei ist klar: Schon in ein paar Tagen wird er Trubschachen verlassen müssen, um in einer neuen Unterkunft tatenlos herumsitzen. Vielleicht wird er bald schon in seine Heimat zurückgeschafft – das umstrittene Abkommen zwischen der EU und Äthiopien, welches Zwangsrückführungen von abgewiesenen Asylsuchenden nach Äthiopien ermöglicht, wurde unlängst auf die Schweiz ausgeweitet.

Nüchtern betrachtet lässt sich festhalten: Yosef hat versucht, in der Schweiz Fuss zu fassen. Das hat nicht geklappt. Er ist jung und kann in Äthiopien nochmals starten. Seine Unterstützer mussten damit rechnen, dass ihr Engagement vielleicht nicht den gewünschten Erfolg bringt. Ja, nüchtern betrachtet stimmt das. Nur leider denkt das Herz anders. Katharina Kilchenmann

Sind Religionen schuld an Kriegen?

Studie Seit Jahrtausenden spielt Religion in Konflikten eine Rolle. Aber welche? Forschende der Uni Bern suchen nach Antworten.

Geht es um Konflikte, in denen auch Religion eine Rolle zu spielen scheint, füllen sich in Medien die Kommentar- und Leserbriefspalten rasch. «Manche halten Religion für ein Grundübel, das Konflikte verursacht», stellt auch Katharina Heyden fest. Sie ist Professorin für Ältere Geschichte des Christentums und interreligiöser Begegnungen an der Uni Bern. Und sie leitet eine neu gestartete interfakultäre Studie mit dem Titel «Religious Conflicts and Coping Strategies», religiöse Konflikte und Bewältigungsstrategien.

Die Theologin und Pfarrerin will zusammen mit einem breit aufge-

stellten Team untersuchen, wie man in der Vergangenheit mit religiösen Konflikten umging und warum bestimmte Lösungsstrategien erfolgreich waren – oder warum nicht. Aus den Einsichten dieser Untersuchungen werden die Forschenden ein theoretisches Modell entwickeln. Dieses soll helfen, die Rolle von Religion in Konflikten differenziert zu beschreiben.

Und es soll der Gesellschaft konkret etwas bringen, erklärt Heyden: Aus dem Grundmodell liessen sich Fragebögen und Handreichungen entwickeln für Politik, Schulen, Sozialarbeit, Religionsgemeinschaft-

ten, ebenso für Gerichte und Medien. «Denn erst, wenn ich weiss, auf welcher Ebene und auf welche Weise Religion ins Spiel kommt, kann ich Ideen für einen adäquaten Umgang entwickeln.» Das Modell soll auch dem Umgang mit fundamentalistischem Terrorismus dienen.

Vier Jahre, elf Disziplinen

Diesen April ist das Forschungsprojekt mit einem Workshop gestartet. Während vier Jahren werden nun ungefähr 40 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus acht Ländern forschen. Sie vertreten die Fachrichtungen Theologie, Religionswissenschaft, Sozialanthropologie, Rechtswissenschaft, Psychologie, Politikwissenschaft, Judaistik, Islamwissenschaft, Medien- und Kommunikationswissenschaft, Geschichte und Germanistik.

Sie werden historisches Material untersuchen, etwa Texte aus der Zeit der Schweizer Religionskriege interpretieren. Andere arbeiten empirisch, beispielsweise, indem sie in

den Balkanstaaten und Nordafrika religiöse Gedächtnisfeiern filmen, um die Rolle von Ritualen bei der Verarbeitung von Konflikten zu studieren. Auch die aktuelle Diskussion ums Burkaverbot wird untersucht. Die grosse Breite des Projekts ist Katharina Heyden wichtig: «Ich

bin überzeugt, dass die Dynamik von religiösen Konflikten nur auch mit Aussenperspektiven zu verstehen ist», sagt sie. Das Thema liege ja in der Luft, und dies bereits seit Jahrtausenden. Marius Schären

Interview: reformiert.info/konflikte



Friedliche Lösung eines Religionskonflikts: Kappeler Milchsuppe.

Foto: zvg

Nationalistische Hindus hetzen gegen Christen

Gewalt Hindunationalisten machen religiösen Minderheiten in Indien das Leben schwer. Gewalt und Diskriminierung auch an den rund 30 Millionen Christen nehmen zu. Die Regierung schaut weg.



Indische Christinnen und Christen bei einer Karfreitagsprozession; viele haben zunehmend Angst, ihren Glauben offen zu leben.

Foto: Keystone

risten, Sinnsuchenden und Aussteigern, die gleichermassen fasziniert sind. Bischof Barnabas ist enttäuscht: «Es ist traurig zu sehen, wie eine kleine nationalistische Minderheit versucht, mit ihren rechts-populistischen Parolen ein ganzes Land umzukrempeln. Die Mehrheit will den alten, offenen Hinduismus weiterleben, aber das wird zunehmend schwierig.»

Fragile Balance in Gefahr
Auch der deutsche Fernsehkorrespondent Markus Spieker in Neu-Delhi beobachtet eine «sanfte Unterdrückung» der Christen. Gründe sieht er in der Verunsicherung der Menschen durch den rasanten Fortschritt in den letzten Jahrzehnten, die technologische Aufrüstung und die Globalisierung. Die Ungleichheit nehme zu, erklärt Spieker. Die einstigen Werte bewährten sich nicht mehr, Zukunftsunsicherheit

«Die Regierung tut nichts gegen die Gewalt an Christen. Das ist das grösste Problem.»

Jacob Mar Barnabas
Eparchialbischof, Neu-Delhi

Wie viele Christen es derzeit in Indien gibt, ist nicht klar. Offiziell rechnet man rund 30 Millionen. Inoffiziell könnten es jedoch deutlich mehr sein, denn nicht alle praktizieren offen ihre Religion. Die Toleranz gegenüber Nicht-Hindus hat in den letzten Jahren abgenommen. Wer sich als Christin oder Muslim zu erkennen gibt, muss Nachteile befürchten. Vor allem Menschen der unteren Kasten mit einem ohnehin schlechten sozialen Status müssen damit rechnen, dass ihnen etwa staatliche Unterstützungen gestrichen werden. Die schleichende Diskriminierung der Christen in Indien findet jedoch in sämtlichen gesellschaftlichen Schichten statt.

Sie gelten zunehmend als Bürger zweiter Klasse und werden von militanten Hindus bedroht, angegriffen oder gar umgebracht.

Dennoch will Bischof Jacob Mar Barnabas, der mit dem katholischen Hilfswerk «Kirche in Not» zusammenarbeitet, nicht von einer Christenverfolgung sprechen. «Ich lebe in Delhi und hatte als Katholik hier noch nie Probleme», betont er. Er reist viel durch das riesige Land mit den mehr als 1,3 Milliarden Einwohnern in 29 kulturell sehr unterschiedlichen Bundesstaaten, in denen über hundert Sprachen gesprochen werden und diverse Religionen existieren. «Natürlich weiss ich von der Gewalt gegen Christen und von Zer-

störungen in Kirchen, doch die meisten Inder befürworten ein solches Verhalten nicht. Die Regierung tut nichts gegen Angriffe, das ist das Hauptproblem.»

Mit Stöcken gegen Christen

Tatsächlich unternimmt Narendra Modis Regierung nichts gegen die Aktionen der radikalen Hindus. Im Gegenteil, seit dem Wahlsieg der nationalistischen Hindupartei Bharatiya Janata Party (BJP) nimmt der Druck auf religiöse Minderheiten, auch auf Muslime, stetig zu: Kirchen werden geschlossen und Marienstatuen zerstört; betende Christen werden mit Stöcken angegriffen und ihre Autos demoliert; ein Pas-

tor wird von zwei Motorrad-Killern erschossen. «Das sorgt für ein Klima der Angst», sagt Bischof Barnabas. «Die Ungewissheit ist schlimm. Keiner weiss, ob es besser oder noch schlimmer wird.» Und nach Besserung sieht es nicht aus: Die Regierung will nach eigener Aussage das Land bis 2021 von allen Nicht-Hindus «säubern».

Solche Äusserungen passen so gar nicht zum romantischen Bild von Indien, das man sich in Europa immer noch gerne macht: der faszinierende Vielvölkerstaat mit den friedfertigen, toleranten Hindus, die den unterschiedlichsten religiösen und gesellschaftlichen Gruppen grosszügig Raum lassen, und Tou-

und Entfremdungsgefühle machten sich breit. Der daraus resultierende Reflex ist bekannt: Rückbesinnung auf das Nationale und Abgrenzung der «Einheimischen» gegenüber vermeintlich Nicht-Zugehörigen. «Indien den Hindus» lautet die Devise, und sie bringt damit die fragile Balance der Religionen ins Wanken.

«Das Land ist für uns nicht leicht zu verstehen», hält Markus Spieker fest. «Gewalt ist insgesamt präzenter als in Europa, und das Klima ist zuweilen recht ruppig. Dennoch kann man nicht von einer Massenverfolgung der Christen sprechen.» Wie weit aber die hinduistisch-nationalistischen Bestrebungen noch gehen werden, kann auch er nicht voraussagen. Katharina Kilchenmann

Debatte um die Art, wie Geld entsteht

Abstimmung Die Befürworter der Vollgeldinitiative wollen eine ethischere Geldwirtschaft. Andere sehen im bisherigen System nichts Unethisches.

Schweizer Franken in Form von Münzen und Banknoten werden allein von der unabhängigen Nationalbank hergestellt. Zwar schaffen auch die Privatbanken Geld. Dieses sogenannte Buchgeld aus Kreditvergaben ist aber virtuell und existiert im Prinzip nur als Zahlungsverprechen. Die Vollgeld-Initiative, über die das Stimmvolk am 10. Juni abstimmt, will, dass künftig auch das Buchgeld nur von der Nationalbank erzeugt und durch realen Geldwert abgesichert wird. Unterstützt wird der Initiativverein aus breiten Kreisen, so auch von Ökonomen wie etwa Peter Ulrich, emeritier-

ter Professor für Wirtschaftsethik der Universität St. Gallen. «Dass Geschäftsbanken auf selbst geschöpftem Giralgeld durch Kreditvergabe an die öffentliche Hand Zinsen zu Lasten der Allgemeinheit verdienen, hat sich im Zeitalter eines entfesselten Finanzkapitalismus als höchst ungerechter Systemfehler erwiesen», lässt er sich auf der Homepage der Initianten zitieren.

Ein prominenter Befürworter ist auch der Bündner Linard Bardill. Der Liedermacher, Geschichtenerzähler und studierte Theologe formuliert seine Sicht pointiert. «Jeder arbeitet für sein Geld. Die Bank je-

doch zieht es aus dem Hut», sagt er auf Anfrage. Weil das so vermehrte Geld keinen Gegenwert habe, werde es «irrational». Das bedeute: «Unser Geldsystem ist ein Irrläufer, der jederzeit das Zeug hat, die Gesellschaft in den Abgrund zu reissen.»

Banken müssen zahlen

Urs Birchler, emeritierter Professor des Instituts für Banking und Finance an der Universität Zürich, hält dagegen: «Die Vollgeldinitiative missversteht die Geldschöpfung der Banken; unsere Einlagen bei den Banken sind tatsächlich Geld, weil wir sie gegenseitig als Zahlungsmittel anerkennen.» Ein «unmorales Privileg» sei nicht zu erkennen. Anders als die Nationalbank, die Geld definitiv drucken könne, müssten die Banken ihre Einlagen auf Verlangen der Inhaber zurückzahlen – «und zwar in Bargeld, also in einem Geld, das sie nicht selber herstellen können».

Die Geldschöpfung der Banken befriedigt, so Birchler, den allge-

meinen Wunsch, Flexibilität sowie Zins und Zahlungsverkehrs-Dienstleistungen gleichzeitig zu haben. «So geben die Banken im Wettbewerb den Geldschöpfungsgewinn mindestens zum Teil an die Einleger weiter.» Ethisch fragwürdig scheine dies aus seiner Sicht kaum. Stattdessen sei die Vollgeldinitiative «eine jener Therapien, die schlimmer sind als das Leiden, das sie zu heilen vorgeben». Die Bestimmung,

«Unser Geldsystem ist ein Irrläufer, der das Zeug hat, die Gesellschaft in den Abgrund zu reissen.»

Linard Bardill
Liedermacher und Theologe

dass die Nationalbank neu geschaffenes Geld verschenken statt anlegen solle, würde laut Birchler der Geldpolitik der Nationalbank und damit letztlich dem Schweizer Franken «den Boden unter den Füissen wegziehen».

Bei der Abstimmung geht es um eine markante Weichenstellung, denn: Kein Land hat bisher ein Finanzsystem, wie es die Vollgeldinitiative fordert. Hans Herrmann

«Die Vollgeldinitiative ist eine jener Therapien, die schlimmer sind als das Leiden, das sie zu heilen vorgeben.»

Urs Birchler
emeritierter Professor of Banking



Die Schöpfung und Menschenrechte sind Herzensanliegen von Fritz Schneider.

Foto: Pia Neuenschwander

Die bewegte Zeit der 68er in der Hauptstadt

Zeitgeschichte Während der Studentenbewegung studierte Fritz Schneider Theologie an der Universität Bern. Die Anliegen jener Zeit für Frieden und Menschenrechte prägen bis heute seine Arbeit und seine Haltung.

Eigentlich war von Anfang an klar: Fritz Schneider aus dem Weiler Steinweg bei Murzelen wollte wie sein Vater Bauer werden. Doch sein Berufswunsch änderte sich, als der aus einem bäuerlich-bürgerlich geprägten Welt stammende Schneider im Konfirmationsunterricht dem Münsterpfarrer Walter Lüthi begegnete. Da wusste der heute 76-Jährige: Ich will Pfarrer werden.

Mit dem Studium der Theologie an der Universität Bern begann er 1962. Es folgte ein Jahr in Mont-

pellier, wo er die Bedeutung des Fremdseins gelernt und ihn das selbstverständliche Zusammenleben mit den Studierenden aus verschiedensten Ländern geprägt haben. «Zudem tauchte ich ein in die leidvolle und auf Gottes Reich hoffende Geschichte der französischen Hugenotten», erinnert sich der in Blumenstein lebende pensionierte Pfarrer. Im nachfolgenden Jahr in Mainz eröffneten sich ihm abermals neue Horizonte: nämlich die gesellschaftspolitische Dimension

des Evangeliums. Er war aktives Mitglied der Studentengemeinde und lernte interessante Menschen kennen, wie etwa den vietnamesischen Mönch Thich Nha Than. «Sein spiritueller Weg der Gewaltlosigkeit hat mich tief beeindruckt.»

Konsekration verweigert

1966 kehrte Schneider aus dem Ausland zurück nach Bern. «Die 68er-Bewegung trug ich gewissermassen schon in mir», sagt er. Neben dem Studium engagierte er

«Wegen der Friedensschwärmerei von S. ist man in Murzelen böse erstaunt, stammt er doch als Sohn eines behäbigen Bauern aus gut bürgerlichen Kreisen!»

Fiche zu Fritz Schneider
Polizeikommando Bern, 1968

Die Studentenrevolte und der «saemann»

Als 1968 die Jugend in aller Welt in Bewegung kam, erschien in der Juli-Ausgabe des «saemann» zum ersten Mal eine Jugendseite. Zufall? «Der Gedanke einer Jugendseite war in der «saemann»-Redaktion vorhanden, lange bevor eine revoltierende Jugend in den Zeitungen Schlagzeilen hervorrief», schreibt die Redaktion als Einführung. Die Jugend verschaffte sich mit ihren Forderungen nach einer menschlicheren Welt Gehör und erreichte, dass sie in einer ganz neuen Weise ernst genommen wurde. Das wollte auch die «Seite der Jungen» im «saemann»: «Die Jungen als Junge ernstnehmen. Mit ihnen ins Gespräch kommen. Aber zugleich auch das Gespräch unter den Jungen fördern.»

Theologiestudenten antworten
Zusätzlich gestalteten in der November-Nummer desselben Jahres Studenten vier Seiten; unter anderem beantworteten Theologiestudenten aus Bern Fragen über die Ursachen des Pfarrermangels, die Bedeutung Christi, die Zukunft der Predigt und ob weiterhin alle Kirchensteuerzahler kirchlich getraut und beerdigt werden dürfen. Zu den anonym antwortenden Theologiestudenten gehörte auch Fritz Schneider.

sich gegen den Vietnamkrieg, war Mitglied im Forum politicum. Inspiriert durch den Ökumenischen Rat der Kirchen, half er mit, das inter-fakultäre theologische Wochenende mit dem Titel «Der Christ, ein Revolutionär?» vorzubereiten. Auf die im Juni 1968 flatternde Vietcong-Flagge auf dem Berner Münster reagierte Schneider mit einem Leserbrief im «Bund», in dem er die Aktion positiv bewertete.

Schneider bezeichnet sich selber als «eher konservativen 68er». Die Hoffnungen und Utopien jener Zeit aber beeinflussten ihn in seinem Handeln: «Wir setzten uns damals für ganz wichtige Anliegen ein. Waren gelegentlich etwas hochmütig, meinten, wir seien die Elite.» Er und zwei weitere Theologen verweigerten zunächst die Konsekration, die Aufnahme in den Kirchendienst. Sie wollten damit Strukturreformen in der Kirche bewirken, weg vom Einmannpfarramt hin zu mehr Teamarbeit und regionaler Zusammenarbeit. Schneider trat dann doch ins Pfarramt ein. Seine Stellen führten ihn von Visp nach St. Antoni,

über Port und Meiringen nach Basel-Stadt. Egal, wo er im Amt war, sein Engagement für Frieden und Menschenrechte blieb konstant.

Politik und Mystik

Im Kanton Freiburg kostete ihn sein Kontakt zu Kriegsdienstverweigerern die Stelle. Er deutet auf einen Stapel Papier: Sein Engagement trug ihm auch manchen Ficheneintrag ein. «Ich hatte aber Glück und fand immer wieder neue Anstellungen», hält er fest. Zusammen mit seiner Frau nahm er Flüchtlinge im Pfarrhaus auf, wurde Präsident der Schweizer Sektion von Amnesty International und schrieb während fünfzehn Jahren eine Kolumne im «saemann» und in diversen Kirchenboten, in der er politischen Gefangenen eine Stimme gab. Über all die Jahre wuchs ein weiteres zentrales Anliegen heran: die Meditation des Herzensgebetes, die Mystik und die Schöpfungstheologie mit dem Einsatz für die geschundene Erde – denn als Bauersohn fühlte und fühlt sich Schneider der Schöpfung eng verbunden. Nicola Mohler

Wenn die Trauergäste in Scharen kommen

Kanton Bern Hinduistische Abdankungsfeiern brauchen viel Platz. Die Friedhofanlagen kleinerer Orte stossen da schon mal an ihre Grenzen.

Burgdorf, die Stadt im Emmental, ist für hinduistische beziehungsweise tamilische Abdankungsfeiern nicht wirklich eingerichtet; die Infrastruktur stösst an ihre Kapazitätsgrenzen. Meist erscheint eine grosse bis sehr grosse Zahl Menschen aus der tamilischen Community, um einem ihrer Verstorbenen das letzte Geleit zu geben. «Sie kommen aus der Region, aber auch aus der ganzen Schweiz», sagt Urs Lüthi, Chef der örtlichen Einwohner- und Sicherheitsdirektion. Das führe an den betreffenden Tagen zu Parkierungsproblemen und Einschränkungen im übrigen Friedhof-

betrieb. Hinzu komme, dass sich der hinduistische Ritus in einem christlich konzipierten und eher kleinen Abdankungsgebäude nicht eins zu eins durchführen lasse.

Wenn man die jährliche Anzahl solcher Feiern in Burgdorf auch an einer Hand abzählen kann, sahen sich die Stadtbehörden dennoch veranlasst, ab August 2016 keine hinduistischen Abdankungen von auswärtigen Personen mehr zuzulassen. Man verweist die Trauerfamilien seither an den Bremgartenfriedhof in Bern. Hinduistische Familien aus Burgdorf können die heimische Anlage jedoch nach wie

vor nutzen. Dabei müssen sie aber Regeln befolgen, die der Gemeinderat im vergangenen Herbst – nach Anhörung der tamilischen Gemeinschaft – erlassen hat.

Noch nicht zufrieden

Dieses Vorgehen wird im Rahmen eines zweijährigen Pilotversuchs getestet. Nicht ganz im Einklang mit Vertretern der tamilischen Interessen freilich, die das Angebot gerne auf die Hindus der ganzen Region ausgeweitet sähen. Sie argumentieren mit der regionalen Zentrumsfunktion von Burgdorf und dem Umstand, dass sich auch die tamilischen Mitbürgerinnen und Mitbürger mit ihrem Zentrum im Emmental identifizierten. Vorderhand bleibt die Stadt jedoch auf ihrem Standpunkt: «Burgdorf kann kein regionales Zentrum für hinduistische Abdankungen anbieten», fasst ein Schreiben die Haltung der Behörden zusammen.

Berns Bremgartenfriedhof bietet Abhilfe. Die dortige Abdankungs-

kapelle mit 300 Sitzplätzen steht Angehörigen aller Weltreligionen offen. Das Angebot werde von tamilischen Familien in einem Umkreis von ungefähr 20 Kilometern genutzt, sagt Friedhofleiter Thomas Hug. Da sich auf dem Friedhofgelände auch das einzige Krematorium der Stadt befindet, sind alle Voraussetzungen für hinduistische Abdankungen gegeben, denn die Einäscherung des Verstorbenen ist wichtiger Teil der Zeremonie. Bei der Kapelle soll demnächst sogar eine der indischen Göttin Kali geweihte Stelle entstehen, wo nach



Bei hinduistischen Ritualen brennen oft solche Öllampen. Foto: Pixabay

«Unsere Kapelle steht Angehörigen aller Weltreligionen offen.»

Thomas Hug
Leiter Bremgartenfriedhof Bern

der Kremation das spirituelle Reinigungsritual stattfinden kann.

In Bern finden mehr tamilische Abdankungen statt als noch vor zehn, zwölf Jahren. Nicht unbedingt, weil andere Gemeinden ihre tamilischen Bewohner zunehmend nach Bern verweisen, sondern, weil manche der ersten Einwanderer aus Sri Lanka nach und nach ins Sterberalter kommen. Hans Herrmann

DOSSIER: Markt



Eintauchen in die bunte und genussvolle Seite des Marktes: So machen Kinder erste Erfahrungen mit der Welt des Kaufens und Besitzens.

Foto: Christine Bärlocher

Darf es auch ein bisschen weniger sein?

Ich gebe Geld, du gibst mir Ware: Dies ist das einfache Prinzip des Markts. Und doch bleibt er ein schwer zu fassendes, weil alles durchdringendes und unsichtbares Wesen. Wer nachforscht, wie der Markt wirklich tickt, erfährt dabei auch Unheimliches.

Am meisten Spass gemacht hat das Ziehen am Chromstahlhebel, am fein gerilltem Knauf – und mit Kling und Schwung sprang die Geldschublade auf. Woher die alte, schwere Kasse kam, weiss ich nicht. Aber ich liebte sie. Zum Anschauen war sie völlig unattraktiv in ödem Graubeige. Aber haptisch und akustisch der Hammer. Und prägend in der Erinnerung, wie sie beigenweise selbst gemachte Noten mit bis zu zwanzig Nullen hütete. So machten wir ganz schön Kasse.

Geben und Nehmen als Spiel

Das Spiel faszinierte, das Nachahmen, die Imagination. Das Spielgeld, die leichten Alumünzen – noch mehr denn richtige Ein- und Zweiräppler, italienische Lire, deutsche Pfennige, die Verkleinerungen, selbst gemachte Salzteiggemüse und -brote. Am tollsten war es, wenn alles echt aussah. Und nebst dem Nachahmen bestand unser Antrieb vor allem darin, zu bekommen, was Freude machte.

Ans Existenzielle verschwendeten wir keine Gedanken. Fürs Befriedigen der Grundbedürfnisse sorgten die Eltern. Und einfach nur viel von etwas zu haben, war beim «Verkäufchen» nicht das Wichtigste.

Bald aber trat genau das in den Vordergrund – im Spiel und im Ernst. Schneller sein, mehr Punkte haben, besser sein: Der Wettbewerb prägt Spiel, Sport und Schule. Und klar wurde zuerst mit Sackgeld und dann mit Ferienjobs: Habe ich mehr Geld, kann ich mir selbst mehr Wünsche erfüllen. So katalysierte mich die Steigerung von Fr. 8.75 pro Stunde auf fast 20 Franken nur wenige Jahre später fast schon in Dagobert Ducks Sphären.

Die pure Freude am Erwerb von etwas Neuem: Dieses Gefühl kennen wir wohl alle. Ein Online-Händler hat es in zugespitzter Form vor einiger Zeit in einer Kampagne zum roten Faden gemacht: das «Schreien vor Glück». Und auch das Verkaufen fühlt sich gut an: Erzielen die Zinnsoldaten des Urgrossvaters auf

einer Auktionsplattform einen guten Preis, sind wir zufrieden. Erhalten wir eine Stelle, weil wir uns selbst gut verkauft haben, sind wir glücklich (im besten Fall).

Allmächtiger Markt

Meine ungebremste Freude an der Marktteilhabe ist mit der Zeit, der Erfahrung und dem Wissen aber unterwandert worden. Viel dazu bei trägt eine grundlegende Einsicht: Markt ist überall. Alles Menschgemachte ist in einen Markt gebettet. Das Bett, in dem ich erwache; der Boden, den ich begehe und befahre; die Informationen, die ich am Bildschirm aufrufe; je nach Gebäude sogar die Luft, die ich atme: Irgendein Lüftungsbauer hat einen Installateur und dieser den Generalunternehmer oder die Bauherrschaft überzeugt, dass genau dieses Produkt hier das richtige ist.

Markt herrscht bei Lebensmitteln, Medien, Finanzen. In der Gesundheit, physisch und psychisch, und ebenso in Beziehungen. Und es

**Was kann ich
kleines Würstchen
im Markt schon
bewirken? Neulich
erfuhr ich es
im Quartierladen.**

kann Schwindel bis Übelkeit verursachen, Tatsachen zu lesen wie im Buch «Wem gehört die Welt?» des Wirtschaftsjournalisten Hans-Jürgen Jakobs: Vieles bestimmen nicht Staaten, politische Bündnisse oder Non-Profit-Organisationen. Richtig viel zu sagen haben wenige riesige Vermögensverwalter, Staatsfonds und Digitalkonzerne. Es stimmt pessimistisch zu sehen, dass ein zentrales menschliches Bedürfnis offenbar doch das Mehr-Haben ist: mehr Geld, Gadgets, mehr Macht, Einfluss, Dominanz. Dabei bräuchten wir so wenig wirklich. Dafür eher mehr von etwas, das nichts kostet: Zuwendung.

Doch was kann ich Würstchen im Markt denn schon bewirken? Jüngst erfuhr ich es im Quartierladen. Die Inhaberin stellte auf meinen Wunsch zwei neue Biersorten ins Regal. Das macht die Welt zwar auch nicht unbedingt besser. Aber eine kleine Marktmacht zu sein, macht mich glücklicher, als mehr zu haben. Marius Schären



«Ähnlich wie der Glaube baut der Kapitalismus auf dem Spiel mit der Fiktion»: Peter Felber in seinem Büro in Basel.

Fotos: Christine Bärlocher

Peter Felber, 67

Nach dem Theologiestudium war Peter Felber neun Jahre Pfarrer in Beggingen SH und auch Sekretär der Landeskirche Schaffhausen, bevor er 1986 die Informationsstelle der Kirche Basel-Stadt übernahm. 1996 wurde Felber Partner von int/ext Communications. 2011 wechselte er für fünf Jahre zu Mission 21. Nach der Pensionierung kehrte er als Senior Advisor zur Kommunikationsfirma zurück.

von seinem Volk ständig enttäuscht wird. Er ärgert sich zwar, und er bestraft, aber er gibt den Menschen immer wieder eine neue Chance. Er bewegt sich auf sie zu. Marketing bedeutet, die Kirche vom Mitglied her zu konstruieren und sich in die Dynamik dieser leidenschaftlichen Liebe Gottes hineinzugeben.

Eine Marketingmassnahme muss sich an ihrem Erfolg messen lassen. Wann ist die Kirche erfolgreich? Ihr Erfolg lässt sich nicht in Zahlen messen. Kennzeichen einer lebendigen Kirche sind nicht viel Publikum und Halleluja-Gebrüll. Für den Erfolg im evangelischen Sinn ist entscheidend, wo Christlichkeit gelebt wird. Gott findet in einem Flüchtlingsprojekt vielleicht mehr statt als in einer vollen Kirche. Insofern bleibt der Erfolg unverfügbar.

Halbleere Kirchenbänke sind für Sie nicht zwingend ein Misserfolg? Nein. Zahlen sind nicht alleiniges Erfolgskriterium. Es geht auch um Qualität. Wenn eine kleine Gruppe sich in Life-Style-Gottesdiensten intensiv mit biblischer Tradition auseinandersetzt, kann das Erfolg sein.

Sie plädieren für Profiltottesdienste. Aber eine zentrale Aufgabe der Kirche ist doch, unterschiedliche Menschen zusammenzubringen. Dass die Kirche als Klammer fungiert und alle Gesellschaftsschichten anspricht, ist ein Märchen. Diese Rolle wurde der Kirche zwar angedichtet. Selbst als die Kirchen noch voll waren, blieben die Leute aber in ihren sozialen Milieus, ein wirklicher Austausch fand nicht statt. Natürlich soll die Kirche integrativ wirken. Aber von ihr zu verlangen, die Gesellschaft zusammenzuhalten, ist realitätsfremd.

Alle reden von Communities. Warum profitiert die Kirche, die Gemeinschaft verspricht, nicht davon? Communities bilden sich in speziellen Milieus. In einer speziellen Sprache, mit unterschiedlichen Codes. Eben darum bietet die Kirche heute vermehrt auf eine Zielgruppe zugeschnittene Gottesdienstformen mit Eventcharakter an.

Müssen nun alle Kirchengemeinden Marketingexperten einstellen? Kirche ist ein Ort, wo am meisten an der falschen Stelle an Wunder geglaubt wird. Es gibt einen Bereich, da geht es nicht um Wunder, sondern ganz einfach um Sorgfalt. Die Kirche ist zwar von ihrem Auftrag dominiert, sie muss aber auch verantwortlich mit ihren Ressourcen umgehen. Gemeinden, die sich mit einem überprüfbareren Gemeindekonzept auf den Weg machen, erreichen zwar nicht jedes Ziel, aber sie haben erfahrungsgemäss mehr Chancen, Ziele zu erreichen.

War Jesus eigentlich ein guter Vermarkter seiner Botschaft? Ja, weil er keine Berührungsängste hatte.
Interview: Felix Reich und Constanze Broelemann

«In der Kommunikation ist Gott ein Problem»

Kirche Peter Felber berät Kirchengemeinden, wie sie sich besser verkaufen können. Er erklärt ihnen, dass Marketing Liebe und manchmal auch ein schlecht besuchter Gottesdienst ein Erfolg ist.

Warum soll ich am Sonntag in die Kirche zum Gottesdienst statt zum Sonntagsbrunch mit Freunden? Peter Felber: Wenn das für Sie eine Frage ist, kommen Sie wohl nicht. Der Sonntag ist für viele Menschen der Familientag. Als Dienstleisterin muss die Kirche überlegen, wann sie Menschen, für die der Sonntag keine Option ist, gottesdienstliche Erlebnisse ermöglicht.

Die Kirche soll vor anderen Freizeitangeboten kapitulieren? Die Kirche ist ein System, das von seiner Umwelt abhängig ist. Einst kapitulierte sie unhinterfragt vor der gesellschaftlichen Macht, welche die Leute am Sonntag aus Reputationsgründen in die Kirche zwang. Feiertage waren geschützt, es gab wenig Alternativen. «Wer unter euch gross sein will, sei euer Diener», steht in Markus 10,43. Dienen und dehnen sind verwandt: Ich muss mich auf das Gegenüber zubewegen, um es zu gewinnen. Nur so gelingt Kommunikation.

Und wenn sich die Kirche vor lauter Kundenfreundlichkeit verbiegt? Die Kirche tut so, als müsste sie sich erst heute verbiegen, um sich anzupassen. Dabei passte sie sich schon früher an und profitierte unreflektiert von Zwangsstrukturen.

Wozu braucht die Kirche Marketing? Marketing definiert nur, wen ich wie ansprechen kann. Die Apostelgeschichte erzählt von der ersten Marketingmassnahme der Urchristen: Sie trafen sich sonntags draussen vor der Stadt am Fluss. Ohne die Abmachung hätten sie nicht zusammengefunden. Marketing schafft also Gefässe für Kommunikation.

Sie sprachen vom Wegfall staatlicher Leitplanken, die der Kirche zugutekamen. Hat die Kirche also Angst vor dem freien Markt? Der Marktbegriff verleitet zu einem polemischen Denken. Zwar gibt es Gemeinsamkeiten zwischen Firmen und Non-Profit-Organisationen, zu denen ich die Kirche zähle: Beide müssen produktiv sein und dürfen keine Mittel verschleudern. In der Privatwirtschaft steht das Formalziel, Gewinn zu machen, im Vordergrund. Bei Institutionen wie der Kirche dominiert das Sachziel. Wobei auch sie Gewinn machen sollten. Nur fliesst er nicht in private Kassen ab, sondern wird gemeinnützig in Innovation investiert.

Wie lautet das Sachziel der Kirche? Das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit mehren, das Evangelium des Friedens verkünden. So wie ich es in der pietistischen Tradition der Basler Mission gelernt habe.

Ist das ein guter Slogan? Nein, weil er nicht verstanden wird.

Wie lautet eine werbetaugliche Übersetzung? Unantastbarkeit des Lebens, Lebensfülle, Lebensfreude, die Leid ertragbar macht. Jederzeit Chancen zum Neuanfang. Das sind die Schlüsselbegriffe der Botschaft.

Gott kommt nicht vor? Gott ist ein Problem. Weil wir aus einer Zeit kirchlicher Zwangsstrukturen kommen, haben wir reflexartig vieles parat, was gegen den Begriff spricht. Daher stiftet Gott als Erstbegriff keine Kommunikation. Bei vielen Leuten gibt es eine Intimitätsgrenze, sie reden nicht in

der Öffentlichkeit über ihren Glauben, es ist ihnen peinlich.

Es gibt aber durchaus auch Kräfte in der Kirche, für die es kein Problem ist, über Gott zu reden. Evangelikale in der Landeskirche und Freikirchen sprechen so ungezügelt von Gott, weil sie sich auf ein Segment von vielleicht fünf Prozent der Bevölkerung spezialisiert haben. Sie fahren eine Konkurrenzstrategie gegen die Landeskirche: Seht her, wir sind die Rechtgläubigen. Als Theologe bin ich natürlich überzeugt, dass es ein Missverständnis ist, nicht über Gott reden zu wollen. Die Kirche muss die Scheu der Menschen als Ausgangspunkt akzeptieren. Hier muss der Beziehungsprozess anknüpfen, in dem Gott vielleicht als wirksame Realität entdeckt wird.

Und wie kann es gelingen, mit dieser von Ihnen verlangten Zurückhaltung neu von Gott zu reden? Dietrich Bonhoeffer sagte: «Nicht religiös von Gott reden.» Wir sind von der Aufklärung geprägt. Das fördert einen eindimensionalen Realitätsbegriff. Wir verstehen das Spiel mit der Fiktion nicht mehr und schätzen daher Religiöses gering. Doch Fiktion ist eine kreative Kraft. Sie schafft durch heutige Fiktionen künftige Realität. Ähnliches sehen wir im Kapitalismus: Wir arbeiten auf künftigen Gewinn hin, belohnen ihn aber schon heute. Genau so setzen wir auf die Fiktion des vollendeten Reiches Gottes: Es ist im Glauben schon da.

Ist Marketing die neue Mission? Marketing ist Liebe. Das Alte Testament erzählt von einem Gott, der



«Marketing bedeutet, die Kirche vom Mitglied her zu konstruieren und sich in die Dynamik der leidenschaftlichen Liebe Gottes hineinzugeben.»

Peter Felber
Theologe und PR-Berater

Von Freikirchen und Sekten, die vielleicht keine sind

Gemeinschaften Freikirche oder Sekte? Die Evangelische Allianz beanstandete die Berichterstattung von SRF – und bekam teilweise recht. Das Problem aber bleibt: Die Grenzen sind nicht klar.

In den vergangenen Monaten publizierten diverse Medien Berichte von «Aussteigern» bei Freikirchen oder Sekten. Zu einem Beitrag von SRF online wandte sich die Schweizerische Evangelische Allianz (SEA) an die Ombudsstelle: Der Bericht sei zu wenig ausgewogen und trenne zu wenig klar zwischen Freikirchen und Sekten. Den ersten Kritikpunkt wies SRF-Ombudsmann Roger Blum ab; beim zweiten aber gab er dem freikirchlich geprägten Verband teilweise recht.

Keine offizielle Definition

Doch selbst in Blums Antworten wird nicht ganz klar: Wann ist eine Gemeinschaft eine Freikirche, wann eine Sekte? Georg O. Schmid, Leiter der Infostelle relinfo.ch, be-

«Wir vermeiden <Sekte> und sagen <problematische Gemeinschaft>»

Georg O. Schmid
Leiter Infostelle relinfo.ch

nennt die Schwierigkeit direkt: «Es gibt für die Begriffe Freikirche und Sekte keine offizielle Definition, die von Fachwissenschaften anerkannt und justiziabel wäre.» Ein Grundproblem liegt darin, dass sich die Begriffe nicht ausschliessen: Eine Freikirche kann auch eine Sekte sein. «Der Begriff Sekte wird meist verwendet für problematische Gemeinschaften, ganz unabhängig von deren Religion», sagt Schmid.

Die Religionswissenschaft habe bisher wegen der Unschärfe und des wertenden Charakters die Aufnahme des Begriffs Sekte «weitestgehend» verweigert. Zudem gebe es unterschiedliche landläufige Verwendungen, etwa im Sinn von «kleiner Gruppe», «Abspaltung von einer



Ein Anlass der Freikirche ICF, die Relinfo grundsätzlich der «neo-charismatischen Bewegung» zuordnet.

Foto: zvg

grösseren Tradition» oder gar als Begriff für jegliche religiöse Gemeinschaft. Selbst der Presserat habe jüngst eine Sektenliste durchgehen lassen – mit der Begründung, dass grundsätzlich jede Gemeinschaft so bezeichnet werden könne.

Wo Vorsicht angebracht ist

Die Infostelle von Georg Schmid handhabt es etwas anders. Denn in der konkreten Beratungsarbeit sei der Sektenbegriff beschränkt hilfreich. «Wir klären immer zuerst, was eine ratsuchende Person unter Sekte versteht», sagt Schmid. Hauptmerkmal von Sekten sei die «problematische Struktur». 25 Merkmale für «problematische Gemeinschaften» hat Relinfo aufgelistet. Dazu gehören unter anderem Abzocke, Diskriminierung, Geheimniskrämerei und auch die Meidung von Aussteigern. Erfülle eine Organisation mindestens eines dieser Merkmale, ist gemäss Schmid «Vorsicht angebracht». Marius Schären

Freikirche – oder doch nicht?

Nachfolgend eine kurze Charakterisierung christlicher Gemeinschaften gemäss dem Experten Georg Schmid von relinfo.ch.

Freikirchen
Gemeinschaften mit evangelikaler Theologie; wollen sich nicht an den Staat binden.

Sondergruppe
Gemeinschaft, die sich durch Sonderlehren (Sabbatfeier, Seelenschlaf) von anderen Kirchen abgrenzt.
Beispiel: Siebenten-Tags-Adventisten

Christlich-fundamentalistische Gemeinschaften
Meist aus dem freikirchlichem Bereich heraus radikalisiert, halten sich für die allein legitime Form des Christentums. Typisch: scharfe gesellschaft-

liche Abgrenzung, Rechtfertigung von Körperstrafen in der Erziehung.

Apostolische Gemeinschaften
Kirchen, die das Amt des Apostels wieder aufleben lassen.
Beispiel: Neuapostolische Kirche

Neuoffenbarergemeinschaften
Ergänzen oder ersetzen die Bibel durch weitere Offenbarungen.
Beispiel: Mormonen

Messianische Gemeinschaften
Rechnen mit der Wirksamkeit eines neuen Messias, der Jesu Werk vollendet habe.
Beispiele: Mun-Bewegung, Vereinigungskirche

Synkretistische Gemeinschaften
Verbinden Christliches mit Ideen aus anderen Religionen.
Beispiel: Anthroposophische Christengemeinschaft

Kindermund



Vorfreude oder wenn die ersten Kirschen blühen

Von Tim Krohn

Als ich heute, etwas früher als geplant, von der Lesereise heimkam, war das Haus leer. Renata, meine Frau, nahm das Telefon nicht ab. Ich fand sie schliesslich im noch schneebedeckten Garten. Sie hatte das Baby umgebunden und stützte eine Leiter, die in der Krone des alten Kirschbaums lehnte. Bigna kletterte darauf herum und hantierte mit der Baumschere. «Oh, du bist schon da», sagte Renata, während Bigna rief: «Geh weg, das gilt nicht, du verdirbst alles!»

Das war nicht die Begrüssung, die ich mir ausgemalt hatte. Ich fuhr Renata an: «Bist du verrückt? Bigna kann sich den Finger abschneiden oder vom Baum fallen. Ausserdem schneidet man jetzt keine Kirschbäume.» «Geh endlich», rief Bigna, und Renata erklärte: «Ich habe Chatrinas Erlaubnis, Bigna ist geschickt mit Scheren. Und solange Schnee liegt, fällt sie weich. Jetzt komm her und küss mich.»

Ich küsste sie und das schlafende Baby, doch halbherzig. «Und wie hast du Chatrina gefragt?», bohrte ich, «für mich wirst du nicht zu erreichen.» «Ach, spinnt das Telefon wieder?», meinte sie nur fröhlich, dann lachte sie auf: «Sag nur, du bist eifersüchtig!» Inzwischen war Bigna von der Leiter gestiegen und drückte mir missmutig die abgeschnittenen Kirschzweige in die Hand: «Da, jetzt hast du die ganze schöne Überraschung kaputt gemacht.» Renata erklärte: «Wir wollten deinen Schreibtisch damit schmücken, Bigna lag mir deswegen in den Ohren, seit du weggefahren bist. Sie hat auch etwas gemalt.»

Ich wurde rot und zog für Bigna ein kleines Schraubenzieher aus der Tasche, das ich eigentlich für mich gekauft hatte. Bigna bedankte sich halbherzig. «Dreh lieber eine Runde», bat mich Renata und nahm mir die Zweige wieder ab, «Bigna und ich machen die Überraschung fertig, danach kommst du einfach nochmals nach Hause.» «Oh ja», rief Bigna und strahlte, «du wirst staunen!» Während sie im Haus verschwanden, besichtigte ich im Hof die Schäden, die das Schneräumfahrzeug den Winter hindurch verursacht hatte, schämte mich für meine Eifersucht und freute mich, dass es nun auch hier oben Frühling wurde.

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Jesus hat das Wort

Lukasevangelium

17,33

Wer sein Leben zu bewahren sucht, wird es verlieren; wer es verliert, wird es gewinnen.

Wie bitte? Was veranlasste Jesus dazu, so kryptisch zu reden? Wollte er seinen Zuhörern eine knifflige Denkaufgabe stellen? Oder war vielleicht das Thema so unaussprechlich, so fremd und rätselhaft, dass er es nur auf paradoxe Weise ausdrücken konnte?

Im griechischen Urtext ist von der «psyche» die Rede. Damit gemeint ist der Lebensatem, die ganze Vitalität aus dem Zusammenspiel von Körper, Geist und Seele. Dieser Spruch findet sich in allen vier Evangelien, jeweils jedoch in anderen Sinnzusammenhängen und Deutungen. Meist zielen sie auf ein Leben nach dem Tod oder auf den Gewinn, der bei einem Martyrium um Jesu willen winkt. Aber wir hören hier ja dem historischen Jesus zu, bewegen uns im vorösterlichen Raum, als Jesus noch herumzog und lehrte: Entscheidend sei die Ausrichtung auf das «Reich», auf die Gegenwart Gottes. Aus dieser

Perspektive drängt sich die Lesart auf, dass Jesus mit seinem geheimnisvollen Spruch hier eine Anleitung zur «Selbstverwirklichung» geben wollte. Er benannte das wirkliche, «eigentliche Leben», das offenbar verfehlt werden kann, weil es auch noch ein falsches gibt, das aber nicht so leicht vom wahren zu unterscheiden ist.

Was machte die «Lebensqualität» eines Menschen in der Antike aus? Status, Ansehen und Macht gewann er vor allem aus seiner Herkunft und seinem Eigentum. Auf derartige Ansprüche verzichtete Jesus gänzlich. Daher kann sein weisheitlicher Satz so gelesen werden: Wer sich selbst verwirklichen will, wird sich verlieren. Wer also dem Geld und dem Genuss hinterher läuft, wer in erster Linie auf Leistung aus ist und sich gern als erfolgreiche, dynamische Persönlichkeit präsentiert, ist nicht auf der Seite des wahren Lebens. Er gilt wohl viel vor al-

ler Welt, vermehrt Trophäen und Titel, verpasst aber die «Fülle des Lebens», seinen tieferen Sinn.

Der jüdische Psychiater Viktor Frankl, Überlebender von vier Konzentrationslagern, prägte den Begriff der «Selbsttranszendenz»: Ganz Mensch sei man dort, wo man sich selbst überschreitet, wo man ganz aufgeht in der Hingabe an eine Aufgabe oder an eine Person. Wer also «gewinnt sein Leben»? Wer es verliert, wer es hingibt, wer sich nicht an seine Errungenschaften klammert, wer seine Selbst-Täuschungen loslässt. Verlust und Scheitern sind wie «kleine Tode», aber sie erschliessen wahren Lebenssinn.

Marianne Vogel Kopp

Zur Rubrik: Jesus lebte und verkündete das «Reich Gottes», die Welt, wie sie sein kann und soll. Er wollte gehört, nicht geglaubt werden. Seine Botschaft vom Heil für alle lässt bis heute aufhorchen. Mehr zum Konzept: reformiert.info/wort

Damit der Glaube nicht erstarbt

Theologie Niklaus Peter spannt in seinen Kolumnen den Bogen von Hiob über Kierkegaard bis zur Autorin Flannery O'Conner, die ihren frühen Ruhm einem rückwärts laufenden Huhn verdankte. Der Pfarrer tut es so klug wie leichtfüssig.

Was fromm und religiös klingt, ist es nicht unbedingt. Religion kann erstarren, ins Toxische kippen. Die Ambivalenz betont Niklaus Peter schon im Vorwort des Buchs, in dem er 40 Kolumnen aus dem «Tages-Anzeiger»-Magazin versammelt.

Der Pfarrer zitiert den Stoiker Epiktet, was bezeichnend ist für sein Buch. Er geht oft von Literatur und Philosophie aus und findet zu Glaubensfragen. Für Epiktet ist die Welt eine Bühne, auf der die Menschen jene Rolle haben, die ihnen der Direktor zuteilt. «Wenn er verlangt, dass du einen Bettler darstellst, so spiele diesen angemessen.» Der Aufruf möge «fromm und religiös» wirken, weil er Gelassenheit und Demut predigt. Doch Peter hält dagegen: «Für mich nicht.»

Niklaus Peter klopft Bilder, Figuren und Geschichten, die Litera-

tur, Philosophie und Religion zur Verfügung stellen, auf «ihre guten und ungunstigen Sinnmöglichkeiten» ab. Aufgabe der Theologie sei es, beim Sortieren zu helfen und «lebensförderliche Auslegungen» zu stärken, andere zu kritisieren.

Raum für die Literatur

Peter lässt den zitierten Texten Raum, streut Bedenken und Bedenkenswertes ein und überlässt das Urteil der Leserin. Nur selten verklumpt die Kritik zu plumpem Ärger. So nervt sich Peter am Ende der eigentlich starken Kolumne zur «Theologie im Rückwärtsgang» über ein Christentum, das «vielerorts zur Wellnessreligion zu verkommen droht», ohne das Urteil zu begründen. Da wird es ausnahmsweise eng statt weit. Zuvor hatte Peter in seiner wunderbaren Begeisterungs-



Bedenken und Bedenkenswertes: Pfarrer Niklaus Peter.

Foto: Lukas Mäder

fähigkeit für Literatur ein Werk von Flannery O'Conner entfaltet. Ihren frühen Ruhm verdankte sie einem Huhn, dem sie den Rückwärtsgang lehrte.

In «Wise Blood» buchstabiert O'Conner das Christentum zurück, indem ausgerechnet die Hauptfigur, welche die Auferstehung für ein Märchen hält und eine Kirche ohne Christus predigt, «den existenziellen Ernst dieser Religion» freilegt, wie Niklaus Peter schreibt, und ein

«zu Show und Business aufgeblasenes Christentum» demaskiert.

Inspirierende Stolpersteine

Peter gelingen kluge Miniaturen. Impuls kann eine Vorlesung eines Medizinprofessors sein, die zur Lektüreempfehlung des Hiob-Buches führt. Die Erzählung entlarvt die Selbstgerechtigkeit falscher Frömmigkeit, wenn die Gotteseklärer Eliphas, Bildad und Zophar in den Senkel gestellt werden, da sie «ih-

«Da Religion oft ambivalent ist, braucht es Theologie, die lebensförderliche Auslegungen stärkt und andere kritisiert.»

Niklaus Peter
Pfarrer am Fraumünster in Zürich

ren eigenen Glauben auf Hiobs Rücken und Leiden stabilisieren», wie Peter so treffend formuliert.

Oder er nimmt sich einen Kierkegaard-Satz vor: «Es ist mir zumute wie einer Schachfigur, von der der Gegenspieler sagt: Mit der Figur kannst du nicht ziehen». Peter spannt den Bogen wiederum von Hiob über Goethe bis Dürrenmatt und bleibt doch nahe an der «raffiniert gebauten Satzmaschine». Er legt Stolpersteine, über die es sich zu stolpern lohnt. Auf dass Denken und Glaube nie erstarren. Felix Reich

Niklaus Peter: Schachfigur – oder Schachspieler. Denkmodelle und Spielzüge auf den Feldern des Lebens und der Religion. Radius Verlag, Stuttgart 2018

INSERATE

5023 Biberstein
062 839 30 90

Radio Freundes-Dienst

Leben für Alle
über DAB+

Infos und Programm: radiofd.ch

www.friedwald.ch

Baum als letzte Ruhestätte
70 Anlagen in der Schweiz

052 / 741 42 12

Kloster Kappel

Der Kraft des Segens vertrauen. «Du bist gesegnet, ein Segen bist du» mit Angela Römer, 8. – 10.6.

Stimmen der Welt. Tänze im Kreis von und mit Martin Scheiwiler, 23. – 24.6.

Kloster Kappel, 8926 Kappel am Albis
www.klosterkappel.ch | Tel. 044 764 88 30

reformiert.

Folgen Sie uns auf [facebook/reformiertpunkt](https://www.facebook.com/reformiertpunkt)

FORUM GESUNDHEIT UND MEDIZIN

Einladung zur öffentlichen Tagung
Samstag | 30. Juni 2018 | 09.00 – 16.00 Uhr
Volkshaus Zürich

IM HIMMEL WELKEN KEINE BLUMEN

Wie Kinder schwere Krankheit, Verlust und Tod erleben, wie Kinder trauern und wie wir sie begleiten können

„Jedes Kind braucht einen Engel“ – Dem Leben mehr trauen als dem Tod

Bilder- und Kinderbücher zum Thema Tod, Trauer, Hoffnung

Palliative Care bei Kindern

Referentinnen und Referenten:
PD Dr. med. Eva Bergsträsser, Universitäts-Kinderspital Zürich
Prof. Dr. phil. Andreas Kruse, Universität Heidelberg
Dr. phil. Matthias Mettner, Palliative Care und Organisationsethik
PfarrerIn Jacqueline Sonogo Mettner, Meilen am Zürichsee

Anmeldung erforderlich.
Teilnahmegebühr:
CHF 190.– / 150.– (Paare, Gruppen / Person)

Information und Anmeldung
Forum Gesundheit und Medizin
Postfach 425, CH-8706 Meilen ZH
Tel. 044 980 32 21
info@gesundheitsundmedizin.ch
www.gesundheitsundmedizin.ch

LANGE NACHT DER KIRCHEN
25.05.18

Fast 100 Kirchgemeinden verwandeln am 25. Mai die Nacht zum Tag!
Lassen Sie sich überraschen von fröhlichen, genussvollen und besinnlichen Momenten. Alle Interessierten sind herzlich eingeladen. Mehr über die Aktivitäten Ihrer Ortskirche erfahren Sie im Regionalteil dieser Zeitung oder online unter www.langenachtderkirchen.ch/programm

Impulstagung Besuchsdienst
Sorgende Sorge tragen – Angehörige unterstützen
Die Tagung richtet sich an Freiwillige und Verantwortliche von Besuchsdiensten und an pflegende Angehörige.
07.06.2018, 09.30 – 16.30 Uhr
Haus der Kirche, Altenbergstrasse 66, Bern
Referent: Dr. Heinz Rüegger
Anmeldeschluss: 17.05.2018

Programme und Anmeldung
www.refbejuso.ch/bildungsangebote, kursadministration@refbejuso.ch
Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn, Altenbergstrasse 66, 3013 Bern,
Telefon 031 340 24 24

Kurse und Weiterbildung

Reformierte Kirchen
Bern-Jura-Solothurn
Eglises réformées
Berne-Jura-Soleure

Portrait

Anstarrren ist nur im Video erwünscht

Gesellschaft Kathrin Brodmann führt Besucher durch die Ausstellung «Touchdown» und gibt Einblicke in ihr Leben mit Trisomie 21.



Kathrin Brodmann im Lichtspiel der Abendsonne im Zentrum Paul Klee in Bern.

Foto: Ephraim Bieri

51 Medaillen hat Kathrin Brodmann bei sich zu Hause. «Und ich glaube, dass es in Zukunft noch mehr werden», sagt die 30-Jährige mit Down-Syndrom. Wenn sie vom Sport spricht, ist die Begeisterung unüberhörbar. Seit elf Jahren macht sie beim Behindertensportverein PluSport in Basel mit. «Sportlerin zu werden, das ist mein Traum.» Brodmann zeigt auf ihre Uhr mit rotem Band: «Special Olympics» steht mit grossen Lettern auf dem Zifferblatt. Die grösste Schweizer Sportveranstaltung für Menschen mit geistiger Behinderung findet heuer Ende Mai in Genf statt. Die Baslerin ist beim Schwimmen mit dabei. Bis es

aber so weit ist, führt Brodmann Besucherinnen und Besucher durch die Ausstellung «Touchdown» im Zentrum Paul Klee – eine Themen- und Kunstaussstellung von, über und mit Menschen mit Trisomie 21.

Sport und Haushalt

Bei jeder Führung durch die Ausstellungsräume zusammen mit einer Vermittlerin oder einem Vermittler ohne Down-Syndrom wählt Brodmann andere Texte aus, die sie vorliest. Während sie vorträgt, löst sie ihren Blick vom Papier, schaut die Besucher an und wippt dabei sanft mit ihrem Körper. Neben einer Vitrine mit einem FC-Ba-

sel-Schlüsselanhänger sagt Brodmann: «Meine Autonomie ist mir sehr wichtig.» Der FC-Basel-Fan wohnt seit drei Jahren alleine. Im Alltag kann sie auf den Rat und die

Kathrin Brodmann, 30

Die Baslerin mit Trisomie 21 lebt alleine und hat keinen Vormund. Skifahren, Schwimmen und Flöte spielen zählen zu ihren Hobbys. Sie hat eine Anlehre abgeschlossen, arbeitet teils in einer Küche und macht bei der Ausstellung «Touchdown» im Zentrum Paul Klee Tandem-Führungen.

Unterstützung ihrer Eltern und ihres Bruders zählen. «Wenn ich etwas brauche, rufe ich sie an – so wie andere junge Menschen das auch machen.» Zudem hilft ihr regelmässig eine externe Begleitung einhalb Stunden pro Woche. «Und wenn etwas zu weit oben im Regal liegt, hole ich eine Leiter oder die Hilfe meiner Familie», sagt die 1,50 Meter grosse Frau.

Brodmann schloss nach neun Schuljahren, die sie in der Regelschule mit einer heilpädagogischen Begleitung durchlief, eine Anlehre in der Haushaltungsschule ab. Sie arbeitet fünfzig Prozent als Mitarbeiterin in einer Küche in einem Altersheim und pflegt als Hobbys

«Menschen mit Down-Syndrom haben ein Recht zu leben.»

das Haushalten, Schwimmen, Skifahren, Mandala malen und Flöte spielen. «Ich mag Flötenmusik, Mozart und Schlager.»

Die zentrale Botschaft

Die Rundgänge durch die Ausstellung «Touchdown» machen Brodmann Spass. Auch die Kunstobjekte gefallen ihr. Besonders toll findet sie den Chromosomenteppich von Jean-Marie Mohn. Auf einem drei mal zwei Meter grossen Teppich hat die Künstlerin mit Down-Syndrom 47 Chromosomen aufgesteckt – das Chromosom 21 dreimal.

Neben Kunstwerken und Informationen zu Forschung und Geschichte des Down-Syndroms zeigt die Ausstellung auch ein lebensgrosses Video mit Kathrin Brodmann. Darin bewegt sie sich kaum; sie steht nur da und schaut in die Kamera. Das nonstop abgespielte Video will das Publikum einladen zum Anstarrren und so bewusst machen, wie oft Menschen mit Trisomie 21 hemmungslos angeglotzt werden. Auch Brodmann kennt dieses Verhalten aus ihrem Alltag. Sie möchte den Besuchern und Besucherinnen vor allem eine Botschaft mit auf den Weg geben: «Menschen mit Down-Syndrom haben ein Recht zu leben.» Nicola Mohler

Ausstellung «Touchdown», bis 13.5.2018, Zentrum Paul Klee, Bern. Öffentliche Führungen: Sa, 15 Uhr, sowie So, 13.30 Uhr

Gretchenfrage

Rolf Dobelli, Autor:

«Mir fehlt zum Glauben die Evidenz»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Dobelli?

Ich bin in einem reformierten Haushalt in mehrheitlich katholischen Luzern aufgewachsen. Mit sechzehn nutzte ich die erste Gelegenheit, um aus der Kirche auszutreten. Mit vierzig habe ich mich dann noch einmal intensiv mit Religion befasst: zog mich für längere Zeit in ein Kloster zurück, las das Neue Testament und diskutierte mit den Priestern. Dabei bin ich zum Schluss gekommen, dass mir zum Glauben die Evidenz fehlt.

Wie meinen Sie das?

Man weiss, dass Menschen, die an einen Gott glauben, das oft als sehr heilsam erleben. Nehmen wir aber das Gedankenexperiment des US-amerikanischen Physikers Bobby Henderson: Er erfand das «fliegende Spaghettimonster» und zeigte auf, dass, wer daran glaubt, ebenfalls eine positive Wirkung empfindet. Daraus schliesse ich: Es ist nicht entscheidend, woran jemand glaubt. Und das meine ich mit fehlender Evidenz: Es gibt für mich keinen Grund, an Gott zu glauben.

In Ihren Kolumnen schreiben Sie oft vom Stoiker, der alles so nimmt, wie es ist. Sind Sie ein Stoiker?

Ich versuche es. Mich beeindruckt die Fähigkeit zur Hingabe an das, was ist, ohne darin einen Sinn oder gar einen göttlichen Willen finden zu müssen. Dennoch: Mir ist nicht alles egal. Die Menschen, mit denen ich lebe, sind mir sehr wichtig, und sie zu verlieren, wäre äusserst schmerzhaft. Die Liebe spielt in meinem Leben durchaus eine Rolle. Halt einfach die Liebe zu den Menschen, nicht die zu Gott.

Finden Sie in der Philosophie des Stoizismus Ihre Religion?

Nein, aber im Christentum ist viel von dem zu finden, was den Stoizismus ausmacht. In den Paulus-Schriften etwa kann man das nachlesen. Ich behaupte jedoch, dass der Stoizismus das Christentum beeinflusst hat und nicht umgekehrt, wie das immer wieder behauptet wird. Interview: Katharina Kilchenmann

Christoph Biedermann



Tipp

Sonderausstellung

Schloss Jegenstorf und seine Frauen

Im Zentrum der aktuellen Sonderausstellung der Stiftung Schloss Jegenstorf stehen ausgewählte Frauen, die mit dem Schloss in einer Verbindung stehen. Die einen stammen aus dem gehobenen Bürgertum und dem Patriziat wie die einstigen Schlossherrinnen. Die anderen gehören der dienenden Schicht an wie die Köchin, das Dienstmädchen und die Wäscherin.

Die Ausstellung widerspiegelt den Alltag und die Stellung der Frau in den vergangenen Jahrhunderten und gibt Einblicke in die Lebensbil-

der und Schicksale jener Frauen. Die begleitende Kabinettsausstellung widmet sich der Schweizer Frauenrechtlerin Marthe Gosteli (1917–2017), die das Archiv zur Geschichte der schweizerischen Frauenbewegung gründete. Ein vielfältiges Angebot an Veranstaltungen begleitet die Ausstellung bis in den Herbst hinein: Zeitreise ins Jahr 1798 (13. Mai), Lesung mit Therese Bichsel (10. Juni), szenische Schlossführung (17. Juni), Wedding Planning anno dazumal (22. Juli), Frivolité und Klöppeln live (5. August) oder ein Spielabend wie zur Barockzeit (14. September). nm

«Unsere Frauen» 9.5.–14.10. Di–Sa, 13.30–17.30 Uhr, So, 11–17.30 Uhr www.schloss-jegenstorf.ch



Rolf Dobelli (51), Autor und Unternehmer, legt mit seinen Büchern regelmässig Bestseller vor.

Foto: zvg